



Kampf gegen die Sterblichkeit: Die Skulptur „Still alive“ (2005, Bronze versilbert) stellt eine mittels Computertomografie erstellte Nachbildung von Kris Martins eigenem Schädel dar

Ein Spiel mit der Zeit

Der belgische Künstler **Kris Martin** macht handschriftliche Kopien von Dostojewski-Romanen und baut Objekte, die sich in 100 Jahren selbst zerstören – eine humorvolle Gratwanderung zwischen Minimal Art, Konzeptkunst und Romantik

VON SANDRA DANICKE UND VINCENT VAN DEN HOVEN (PORTRÄTS)

Am achten Tag schmissen sie sämtliche Fotos in den Müll. Rissen all die fröhlich-entspannten Gesichter von den Pinnwänden, um Platz zu schaffen für neue Porträts anderer Urlauber. Kris Martin war seltsam berührt. Mit Frau und Kind saß er in Portugal im Club Med, beobachtete das Treiben, die Rituale und richtete sein Augenmerk auf zwei riesige Korkpinnwände, auf denen Fotos der Clubgäste zu übersteuerten Preisen angeboten wurden. Am Ende einer Urlaubswoche wurden die nicht verkauften Fotos der abgereisten Touristen in den Papierkorb geworfen. Und montags fing der große Traum wieder von vorne an – für andere. Unter dem Titel „Selfportrait (Club Med)“ hingen die leeren Pinnwände im vergangenen Herbst während der Londoner Kunstmesse Frieze am Stand von Martins Düsseldorfer Galerie Sies + Höke. Es dauerte keine Stunde, und das ungewöhnliche Selbstporträt, das Martin dem Club-Manager mühsam und gegen Ersatz abgeschwätzt hatte, ging für 40 000 Euro an einen Sammler.

„Jeder, der sie anschaut, spürt, dass die Pinnwände eine Geschichte haben“, erklärt der Künstler die eigentümliche Faszination, die von den schmutzlig-braunen Tafeln ausgeht, an denen Spuren von Reißzwecken und winzige Stückchen Fotopapier auf intensive Nutzung und längst vergangene Traumurlaube verweisen. „Weil die Information weg ist, kann man anfangen, sie mit seinen eigenen Fantasien zu füllen.“ Doch genauso gut könnte man schauern. Denn wie jedes typische Werk von Kris Martin sind die Pinnwände ein so simples wie wirkungsvolles Symbol für abgelaufene Lebenszeit und damit ein Sinnbild für Tod und Vergänglichkeit.

„Mit meinen Arbeiten versuche ich nichts weiter als gegen die Sterblichkeit zu kämpfen“, erklärt Kris Martin lakonisch, legt seinen grauen Cordhut beiseite und kaut an einem Stück Kohlroulade. Das geplante Treffen in seiner Heimatstadt Gent musste der 1972 im belgischen Kortrijk geborene Künstler wegen dringender Termine kurzfristig



Sitzgelegenheit: Kris Martin in seiner Heimatstadt Gent mit einer eigens für den Fotoshoot erworbenen Billigschale in Chinaoptik



Die chinesische „Vase“ (2005, Höhe 225 cm) wird vor jeder Ausstellung zerschlagen und wieder zusammengeklebt



„Mandi VIII“ (2006, 220 x 150 x 100 cm) ist ein Gipsabguss der berühmten griechischen „Laokoon-Gruppe“, nur die Schlange hat Martin weggelassen

„Das ist das Schwierige an guter Kunst: Man muss ein persönliches Thema auf einen universellen Level heben“

in eine Düsseldorfer Kneipe umdelegieren. Ein Umstand, den Martin mit überraschenden Entertainerqualitäten sofort vergessen macht. So wortkarg der Künstler in seinen oft geradezu meditativ anmutenden Arbeiten erscheinen mag, so reduziert er im Werk mit Formen und Andeutungen operiert, so fantasievoll vermag er als Person mit Anekdoten über perplexen Gamsböcke in seinem Schweizer Lieblingsurlaubsort Saas Grund oder über ein Skelett, das er in einem Aachener Park begraben hat, zu unterhalten. Die Schwierigkeit in der Kunst allerdings sei doch, so Martin, „je mehr du erzählen willst,

desto weniger darfst du ausplaudern. Wenn ich zum Beispiel hier in die Kneipe käme und rief: ‚Achtung bitte, mein Großvater ist gestorben‘ dann dächten die Leute ‚armer Kerl‘ und unterhielten sich nach kurzer Zeit einfach weiter. Käme ich aber herein und rief ‚Tod‘, dann hätte das eine viel stärkere Wirkung. Das ist das Schwierige an guter Kunst: Man muss ein persönliches Thema auf einen universellen Level heben.“

Immer sind es allseits bekannte, oft völlig banale Dinge, die Kris Martin zu Metaphern unspezifischer Sehnsüchte oder Ängste umfunktioniert, wie

der aufgeblasene Heißluftballon, den Martin kürzlich in die Galerie von Johann König in Berlin verfrachtete, wo er von den räumlichen Begrenzungen am Fliegen gehindert wurde. Stets klafft im Zentrum des Kunstwerks eine große Leere, die vom Betrachter gefüllt werden will. Zum Beispiel bei „Mandi VIII“ (2006), einem originalgetreuen Abguss der Laokoon-Gruppe, einer griechischen Skulpturengruppe, die den trojanischen Priester Laokoon und seine beiden Söhne im Todeskampf mit einer Riesenschlange zeigt. Martin hat die Schlange weggelassen, was das Kunstwerk nur umso bedrohlicher und zugleich zeitgemäßer erscheinen lässt: Statt gegen einen konkreten Gegner scheint das Trio nun gegen unspezifische Gefahren und diffuse Existenz-



In der Bronzeglocke von Martins Skulptur „For Whom“ (2007) fehlt der Klöppel. Wie viele seiner Arbeiten existiert auch diese als Dreieraufgabe, jeweils mit passender Stahlkonstruktion, eine der stummen Glocken hängt in der Sammlung Boros in Berlin

ängste zu kämpfen. Oder die schwarze Anzeigentafel, die der Künstler zur vierten Berlin-Biennale 2006 ausstellte. Es handelt sich um das gleiche Modell, das an Flughäfen und Bahnhöfen fast überall auf der Welt die Ankunfts- und Abfahrtszeiten anzeigt, produziert von derselben italienischen Firma und – so Martin – „so teuer wie ein Haus“. Doch das Geräusch sollte exakt stimmen. Dieses vertraut klingende Klappern, mit dem solche Tafeln in kurzen Abständen auf den neuesten Stand gebracht werden und das uns auch dann noch zum Hinsehen zwingt, wenn gar keine Reise bevorsteht. Kris Martins Tafel mit dem Titel „Mandi III“ (2003) jedenfalls lässt den Blick ins Leere laufen. Sämtliche Plättchen sind schwarz, und so oft auch das altbekannte Klapp-

pergeräusch ertönt, nie erscheinen Orte, Abfahrtszeiten oder Gatenummern. Es ist gespenstisch. Eine Weile passiert sogar rein gar nichts – bis plötzlich eine einzelne Klappe niedlich wie ein Vögelchen zu flappen anfängt und die düstere Schwere, die zuvor minutenlang an die Endlichkeit unseres Daseins zu gemahnen schien, gebrochen wird.

„Jeder liebt dieses Geräusch“, glaubt Kris Martin, „doch wenn man objektiv ist, muss man zugeben, dass es – verglichen mit Geigenmusik – ziemlich hässlich ist. Die Menschen finden es nur schön, weil es beispielsweise die Fidschiinseln anzeigt und sie dafür ein Jahr lang gespart haben. Die Wahrheit ist natürlich: Du kommst da an, hast Hunger, dann ist vielleicht noch das Hotel scheiße ...

Das ist wie mit der Venusgrotte, die Richard Wagner für seine Oper ‚Tannhäuser‘ erfunden hat: Wagner hatte einen Traum, und König Ludwig II. von Bayern hat die Venusgrotte realisiert. Doch das Ergebnis ist Mist, es ist purer Kitsch, weil es rein gar nichts der Fantasie überlässt.“

Schönheit allerdings sei für ihn das Allerwichtigste, betont der Opernfan, der ein Faible für ausgefallene Vergleiche hat: „Mit der Kunst ist es doch wie mit einer Lasagne: Wenn die Oberfläche eklig aussieht, will man die unteren Schichten gar nicht erst ergründen“, erklärt Martin und streicht über seinen dünnen Oberlippenbart. Selbst sein zweijähriger Sohn frage immer nach der hü-



Ready-Made: Für unseren Fotografen demonstriert Kris Martin im Flur seines Hauses in Gent, wozu sich Billigporzellan aus China noch eignet – die Scherben hat er vorerst aufbewahrt

„Kunst ist wie Lasagne: Wenn die Oberfläche eklig aussieht, will man die Schicht darunter nicht ergründen“

schen, aber ungeschickten Babysitterin, obwohl es auch eine hässliche Gabe, die wesentlich netter und fähiger sei.

Wie man selbst Kitsch in etwas Edles verwandeln kann, demonstrierte Kris Martin 2005 mit der Arbeit „Vase“, einer über zwei Meter hohen billigen Chinavase, einem Massenprodukt, hergestellt zu Dekozwecken, die er in einem Chinaladen in Brüssel gekauft hat. Der Künstler schmiss sie hin, so dass sie in zahllose Scherben zer-

sprang. Anschließend reparierte er sie mühsam mit Klebstoff. Als die Vase ein zweites Mal ausgestellt wurde, schmiss er sie wieder hin und reparierte sie aufs Neue. „Jedes Mal, wenn ich sie zeige, zerschmeiße ich sie vorher und klebe sie anschließend. Die Risse werden immer breiter, die Löcher größer, und was ich nicht zuordnen kann, schmeiße ich am Schluss immer in die Vase.“ Das Objekt wird so zunehmend fragiler und schöner, auch

weil man die Mühe sieht, die sich jemand mit ihr gemacht hat, und die Zeit, die darin steckt.

Zeit ist eines der Hauptmotive im Werk des mittlerweile enorm gefragten Familienvaters, der gesteht: „Ich bin besessen davon.“ Bereits als Kind habe er sein Taschengeld für eine Uhr gespart, auf die er dann stundenlang gestarrt habe. „Das mache ich heute noch manchmal, das ist meine Art von Meditation.“ Ähnlich dürfte er es empfunden haben, als er den kompletten Text von Fjodor Dostojewskis Roman „Der Idiot“ mit der Hand auf 1494 Seiten abgeschrieben und statt des Helden Fürst Myschkin seinen eigenen Namen eingesetzt hat.

Um Zeit ging es auch, als Kris Martin 2007 auf der Londoner Kunstmesse Frieze über die Lautsprecher „Eine Minute Stille“ ausrufen ließ. Keiner wusste genau wieso, doch Händler, Kunden und Flaneure verharren stumm. Verhandlungen wurden unter-, Smalltalks abgebrochen, und während der 60 Sekunden blieb Zeit zur Reflektion. „One Minute of Silence“ war eines der Projekte, zu denen die Messeleitung jährlich ausgewählte Künstler einlädt. „Mir fiel damals partout nichts ein“, erzählt Martin. „Wir saßen in einem Konferenzraum, alle warteten auf meinen Vortrag, und es trat eine peinliche Stille ein. In dem Moment wusste ich: Das ist es!“

Die Verdichtung von Zeit und der Wunsch über den Tod hinaus in irgendeiner Form weiterzueistieren verbinden sich schließlich in einem kugelförmigen Objekt namens „100 Years“ von 2004. Im Jahr 2104, nach genau 100 Jahren also, soll es explodieren – so jedenfalls ist ein Mechanismus im Inneren der Kugel programmiert. Natürlich soll die Detonation so sanft passieren, dass niemand verletzt werden kann. Doch was wird in 100 Jahren sein, wer wird das Ereignis verfolgen? Kris Martin ist da nicht allzu optimistisch: „Wahrscheinlich kennt mich dann kein Mensch mehr.“

Ausstellungen: bis 25. April, Galerie Johann König, Berlin; 5. September bis 24. Oktober, Galerie Sies + Höke, Düsseldorf. **Literatur:** K.M., Sies + Höke, Druck/Verlag Kettler, 49 Euro. **Internet:** www.johannkoenig.de, www.sieshoeke.com